

Sinaida W. Udalzowa (Hrsg.), Die byzantinische Kultur zwischen dem 4. und 7. Jahrhundert (Russ.). Verlag der Akademie der Wissenschaften, Moskau 1984. 723 Seiten.

Das Buch wäre geeignet, ein allgemeines Desiderat zu befriedigen, würde es bald aus dem Russischen in eine der westeuropäischen Sprachen übersetzt. Die Herausgeberin unternimmt es, in Zusammenarbeit mit 12 namhaften Fachgelehrten der Sowjetunion einen Überblick über die geistige Entwicklung der ersten Jahrhunderte byzantinischer Geschichte und ihre unmittelbaren Folgen für eine Epoche zu geben. Trotz einer nunmehr weit über ein Jahrhundert anhaltenden Tradition steht diese Epoche für die byzantinische Perspektive nach wie vor eigenartig im Hintergrund: Ihre Erforschung hat den Charakter einer Spezialwissenschaft zwischen den herkömmlichen kanonischen noch kaum verloren und ist auch keineswegs so, wie sie es ihrer Bedeutung nach verdiente, als eigene Disziplin in die offiziellen Bildungs- und Ausbildungsgänge der Hochschulen der meisten Länder bisher aufgenommen worden.

Was hier vorliegt, ist denn keine Einführung in die Byzantinistik, dies auch nicht für den zur Richtschnur gemachten begrenzten Zeitraum. Der Überblick indes, der versucht wird, erweist sich in seiner Kompaktheit als eine ausgezeichnete Hilfe, den Zugang zu der Phase des Überganges und zugleich auch weiteren Kreisen Interessierter Anregung zu vermitteln und zwangsläufig bestehende Lücken zu schließen. Sich dies freilich als allzu leicht vorzustellen, wäre ein Fehler. Zwar wird in der Frage, ob die hier angewandte Betrachtungsweise – im wesentlichen konservativ im herkömmlichen Sinne und auch ohne eine spezifisch ideologische Ausrichtung, die auffiele – dennoch in allem akzeptierbar ist oder von Fall zu Fall – in einzelnen Fragen differieren die Autoren – mit anderen Akzenten versehen werden müßte, hier nur ein subjektives Urteil möglich sein, das sich überdies mehr auf die Methode als auf den Inhalt bezöge. Das, worüber nicht diskutiert zu werden braucht, ist zur weiteren Benutzung durch den Leser dargelegt und leicht zu erkennen.

Seinem Ansatz nach hat das Buch von einer Verbindung des Kulturbegriffes mit seinen materiellen Grundlagen auszugehen und demnach besonderen Wert auf die gesellschaftlichen Voraussetzungen zu legen, die sich in der Differenzierung des Kultur- und Zivilisationsbegriffes (S. 2) äußern. Beide gegeneinander abzugrenzen ist schwer möglich, Ansätze hierzu, erst im letzten Kapitel gegeben, lassen demnach schon durch die Immanenz ihrer Zuordnung in fast allen Teilen des Buches erkennen, wo von Fall zu Fall hier angesetzt werden muß. Die Gefahr, die sich damit für die Darlegung von Kultur ergibt, wenn deren Zeugnisse in einem gleichsam leeren Raum und ohne ihre Wurzeln sichtbar werden, läßt sich auch im Vorliegenden nicht ganz verkennen. Andererseits ermöglicht die Begrenztheit des behandelten Zeitraumes eine Verbindung von synchroner und diachroner Gliederung mit Beziehungsmöglichkeiten, die die Gefahr des Nebulösen dennoch vermeiden lassen und etwas wie ein überschaubares Kausalitätsgefüge wahren, das verständlich wird, auch wo es über diese Grenzen hinweggreift. So verliert auch die Auseinandersetzung zwischen Christentum und Antike als Grundtenor des Werkes die übliche Perspektive von Verfall, Untergang oder Rückschritt, während zugleich das dichte Gefüge eingeordneter Fakten und Einzelnachrichten die Überbewertung allzu simplifizierender, ideologischer Ansätze verhindert. Die Frage nach der Entwicklung etwa einer eigenen byzantinischen Ideologie scheint insofern schwer zu stellen, als die einer römischen, das Imperium betreffenden, nicht in einem geschlossenen Kapitel dargelegt und somit auf eine Basis verzichtet wird, die an sich notwendig wäre. Für die Rolle der gesellschaftlichen Voraussetzungen gilt ähnliches. Sicher, diese haben, jede für sich, von Fall zu Fall ihre eigene Wirksamkeit. Ein Generalnenner, unter dem sie sich subsumieren ließen, fehlt. Ein solcher wiederum könnte Verleitung sein zu Simplifikation und Unsauberkeit der Deduktion, andererseits hätte sich mit ihm vielleicht didaktisch einiges an Verständnishilfe gewinnen lassen.

Seiner Aufgabe entsprechend, ein möglichst lückenloses Gesamtbild zu geben, kann der Aufbau des Buches nur diachronisch sein. Die Einteilung des Stoffes in eine Anzahl Sachbereiche, von denen jeder demnach seine eigene Geschichte spiegelt, ergibt sich damit von selbst. Die Reihenfolge bedeutet den Versuch eines Aufbaues und zugleich ein methodisches Experiment gleichsam umgekehrter Deduktivität. Dort, wo Wiederholungen nötig werden, spiegeln sie die Notwendigkeit einer sachbezogenen Plausibilität der Perspektiven in fast eindrucksvoller Weise.

Nach einem kurzen Vorwort und einer knappen Einführung in die allgemeine wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Problematik der Epochen (Kap. 1) folgt ein Überblick über die Entwicklung der Philosophie (Kap. 2) und über die kulturelle Entwicklung im Westen des ehemaligen Imperiums (Kap. 3): Sie

besteht in ihrem Inhalt naturgemäß aus Elementen von Kirchen- und Dogmengeschichte. Ein entsprechendes östliches Pendant wäre wünschenswert. Die Auseinandersetzung von Herrscherideologie und aristokratischer Opposition als Kennzeichen des frühen Byzanz (Kap. 4) vermag nur einen teilweisen Ersatz darzustellen. Die diese Zeit bestimmenden christologischen dogmatischen Kämpfe gerade der östlichen Reichshälfte als Prozeß dargestellt, hätten zweifellos das Verständnis vertiefen können: Wie sie hier dargelegt sind, ist hingegen eine gewisse Amorphität des byzantinischen Christentums, seiner gesellschaftlichen Rolle und seiner Wirkung nicht ganz zu verkennen. Der Überblick über die wesentlichen Literaturgattungen (Kap. 5–13) Historiographie, Literatur, Rhetorik, Rechtswissenschaft, dazu auch Diplomatie, Kriegskunst, exakte Wissenschaften, Geographie, Kosmas Indikopleustes (letzterer gleichsam als Modell für das Vorausgehende und seine Wirkung), ist gekennzeichnet durch knappe Charakterisierung des einzelnen und Analyse der einschlägigen Werke in ihrer ganzen Fülle und unter Beziehung nicht nur der griechischsprachigen, sondern auch der orientalischen Literatur. Auf den Übergang durch ein Kapitel über Schule und Bildung (Kap. 14) folgt die Behandlung der Kunstgeschichte in weitestem Sinne des Begriffes (Kap. 15: Grundlagen der byzantinischen Ästhetik, 16: Bildende Kunst, 17: Architektur, 18: Juwelierkunst, 19: Musik). Den Schluß bildet ein Überblick über Lebensform und Charakter der byzantinischen Gesellschaft, wie angedeutet konzipiert als notwendige Ergänzung des einleitenden Kapitels und nachträgliche Verständnishilfe für das in den einzelnen Kapiteln Dargelegte. Das Schlußkapitel der Herausgeberin (S. 668) faßt alles noch einmal kurz zusammen.

Dabei macht die erwähnte Verwobenheit der Ansätze eine brauchbare Charakterisierung in Kürze schwer. Scheint so in der Sicht des Buches die innere Entwicklung von Byzanz auch in seiner Kultur weitgehend den antiken Kosmos selbst auf die Gefahr einer Transformation hin zu wahren, so ergeben sich zwangsläufig Kausalitäten, die sich quer durch die aufgezeigten Bereiche erstrecken und deren Darstellung komplizieren und so diese Gliederung scheinbar ad absurdum führen. Deutlich freilich erscheint immer wieder ein Wechselverhältnis zwischen Zentralisation, Umstrukturierung des Staates als Ganzem und dem sich institutionalisierenden Christentum seit Konstantin: Dessen dogmatische Entwicklung spielt dabei eine zweitrangige Rolle gegenüber etwa der Aufsaugung antiker Elemente der Philosophie, besonders des Neuplatonismus, nicht nur in ihren Häresien, sondern selbst in den kanonisch gewordenen Denkformen und ihren Ritualen, so daß dieser, wenngleich unter anderen Vorzeichen, ein wenigstens immanentes Fortleben beschieden ist. Philosophie selbst ist als reiner Wissensstoff verstanden, in Kompendien zu erfassen und so zu lehren, mehr nicht (Cod. Theod. 14,9,3 . . . *qui philosophiae arcana rimetur*).

Die Aufhebung der athenischen Philosophenschulen 529 etwa erscheint von hier aus weniger als ein Akt der Feindseligkeit denn als natürlicher Abschluß. Die kirchliche Entwicklung erklärt dann weitgehend auch die Gegensätze aus dem Vergleich mit den Verhältnissen im Westen einschließlich der Rolle der Herrscher in den Nachfolgestaaten und der kirchlichen Deutung ihrer Rolle. Der Kaiser als Vollstrecker des göttlichen Willens (S. 113) vermag seine Aufgabe nur unter Zusammenfassung aller, auch der religiösen Kräfte unter seiner Führung wahrzunehmen: Wird er im Westen in deren Gefüge eingeordnet, in dem die Kirche selbst es ist, die als kontrollierende Macht auftritt, für den Osten zwingen die äußeren Notwendigkeiten den Monarchen, sich die Kirche untertan zu machen, auch wenn die Monarchie hier wie dort die Elemente christlicher Ethik in die Herrscherideologie aufnimmt. Neben der christlichen Symbolik der kaiserlichen Münzen aber stehen im Osten bereits Kreuzzugsziele einerseits und Bedrohung selbst der Hauptstadt durch übermächtige Gegner andererseits nebeneinander, wie sie einen Vergleich kaum zulassen.

Die historiographische Selbstdarstellung der Epoche vermag diesen Voraussetzungen kaum gerecht zu werden. Erscheint die Chronik als eine Konzession an allgemeine Bildungs- und Interessenhintergründe und zugleich an die christliche Vorstellungswelt, so ist die Geschichtsdeutung durch die Historiker formal bestimmt durch die Abhängigkeit von der antiken Tradition, die eine eigene Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit schafft. Die Form wird so zum Indiz auch für den Inhalt und eine Auffassung von der eigenen Zeit, die sich in der Opposition zu sehen vermag. Diese Opposition äußert sich subtil in Zeitkritik und persönlichen Stilmerkmalen der einzelnen Autoren, ohne daß es zu mehr als einer nicht ganz adäquaten Brechung der Sicht durch die spezifisch antiken Perspektiven käme. Für die Kirchengeschichte gilt unter anderen Voraussetzungen ähnliches. Sie bleibt auffallend im Vordergründigen haften. Dort, wo sie die Tradition zu verarbeiten hat, ist die Transformation des von der Antike in sich längst aufgearbeiteten Stoffes in das Mythische und die Verzeichnung der überlieferten Wirklichkeit charakteristisch für eine Flucht vor den Kausalitäten und ein Bedürfnis nach Wundern, das von Generation zu Generation zuzunehmen

scheint und die eigentliche Ablösung von den antiken Kategorien darstellt. Für Literatur wie Rhetorik gilt das gleiche. Ekphrasis und Hymnus als Anpassung an vielleicht latent längst vorhandene Formen der Darstellung lassen mit der Verschiebung des Inhaltes auch die geradezu unvermeidliche Herauentwicklung entsprechender Formen erkennen. Für die Rhetoriker wiederum zeichnet sich analog die Ablösung von einer gemeinsamen, im 4. Jahrh. einen Libanios, Themistios, Basilius, Gregor von Nazianz und selbst Johannes Chrysostomos verbindenden Grundlage antiker Form- und Inhaltstradition ab: Für die entsprechenden anderen, volkstümlicheren Formen und Formkategorien etwa im Predigtstil finden sich, stärker als hier angedeutet, in der Kirchenväterliteratur Zeugnisse in Fülle. Die Rechtswissenschaft wieder bedeutet über die großen Gesetzescorpora dieser Zeit hinaus eine bewußte Verlagerung ins Detail, dazu die Simplifikation durch Anpassung an einen weiteren Kreis der Betroffenen. Für den diplomatischen Verkehr mit dem Ausland ist die Trennung von historischer Selbstdarstellung schwer, in deren Zeugnissen sie faßbar wird. Formal von den Vorstellungen des Imperium Romanum bestimmt, verwendet man die für dieses entwickelte Terminologie für den auswärtigen Verkehr; es mag Zufall sein, wenn erst jetzt in einer Reihe von Zeugnissen bei Olympiodor, Priskos oder Prokop die Praktiken deutlich werden, nach denen man verfährt. Ähnlich aber wie in den Darstellungen von Taktik und Kriegskunst wird zugleich eine jetzt den verschobenen Kräfteverhältnissen analoge Verhärtung und Entwicklung zur Rigorosität deutlich, die aus dem nunmehr bewußt aufrecht erhaltenen Zivilisations- und Kulturgefälle resultiert, wie es die römische Kaiserzeit noch zu überwinden glaubte. Auch die Integration Fremder ist jetzt stärker als je zuvor von Zwang bestimmt; die Ethnogenese innerhalb des Reichsgebietes vollzieht sich nicht mehr in bewußter Förderung und Kontrolle, sondern weitgehend selbständig und unter neuer Bedrohung von vornherein. Wie weit die Herausbildung des geozentrischen Weltbildes durch das Christentum beeinflußt wird, wäre neu zu prüfen. Wichtiger scheint das Aufhören einschlägiger Studien und entsprechender Forschungszentren, das nur noch in kleinstem privaten Zirkel ernsthaftes Forschen erlaubte. Der geographische Horizont schränkt sich mehr und mehr ein: Längst erforschte Randgebiete, in der Zeit Alexanders d. Gr. und danach bekannt und aufgearbeitet, geraten wieder in den Bereich mythischer Deutung mit allegorischen Implikationen. Die exakten Wissenschaften wiederum haben ihren antiken, philosophischen Bezug verloren, obzwar die erhaltenen Handbücher den etwa in der Epoche des Hellenismus erreichten Stand der Disziplinen spiegeln. Dort wo sie lebensnotwendig sind, wie etwa in der Medizin, bleiben die Institutionen erhalten; in der Architektur etwa erreicht die angewandte Technik eine nie zuvor erreichte Höhe. Die Durchdringung durch das Irrationale, durch allegorische Deutung und Interessen, die den Erkenntnissen früherer Jahrhunderte einen neuen, gleichsam volkstümlichen Bezug geben, bedingen dadurch einen eigenartigen Gegensatz zwischen zeitgenössischer Fortentwicklung etwa der Chemie hin zur Alchemie oder einer Darstellungsform von Naturphänomenen, wie sie etwa im Physiologus dargelegt ist. Daneben aber steht die Lexikographie auch hier mit ihrem Bemühen um die Erhaltung und Archivierung des Überkommenen.

Auch Bildung im herkömmlichen Sinne ist nicht mehr möglich. Zwar bleibt das Spektrum der Artes liberales selbst nach dem 5. Jahrh. weiter gewahrt: Die alte Flexibilität ihrer Anwendung und der Akzentuierung mit den durch sie bedingten Unterschieden zwischen den einzelnen Schulen gilt auch jetzt: Daß der Stoff mehr und mehr christliche Elemente aufnimmt, kann indes nicht ohne Einfluß auf die Ziele und die Form der Institution selbst geblieben sein. Zwar ist die theologische Ausbildung immer Sache der Kirche geblieben und findet an den Bischofsitzen statt, die Entwicklung des Dogmas ist keine Bildungsfrage mehr im herkömmlichen Sinne. Mit den Bedürfnissen von Staatsverwaltung und Gesellschaft, wie sie sich seit dem 5. Jahrh. ausprägen, wird eine Entwicklung eingeleitet, die die Spezialisierung zum Ziele hat, über sie hinaus aber auf den Zusammenklang im Sinne von 'Paideia' verzichtet. Die Zentralisierung der wichtigsten Anstalten in Konstantinopel führt zwar keineswegs zum Aufhören entsprechender Einrichtungen an anderen Orten. Mit dem Verlust der bisher gültigen Bildungsinhalte allerdings verschwindet auch der Zustrom aus Mitgliedern einer Oberschicht, die in der Tat jetzt andere Wege ihrer Profilierung sucht. Die großen Theologenschulen des 6. und 7. Jahrh. in Edessa und Nisibis haben nur noch wenig an antiker Tradition; das Interesse eines Cassiodor an diesen ist anderer Art.

Von einer Notwendigkeit der christlichen Selbstdarstellung ist auch die bildende Kunst bestimmt. Deren technische Möglichkeiten und Stilrichtungen setzen zwar die Antike fort, ihr Inhalt aber sucht andere Wege des Zuganges in Allegorie und Assoziation zum Inhalt der Heiligen Schrift. Ihre Wurzeln liegen in der frühchristlichen Katakombenmalerei, ihre Folgen sind die ravennatischen Kirchenmosaiken und -malereien auf der einen und auf der anderen Seite die Ikonographie, für die die koptischen Denkmäler des

Fayûm als Anhaltspunkt gewählt werden. Der Verlust der Plastik hat seine Tradition, wobei es, soweit ersichtlich, für den eigentlichen Verlust an Technik vorerst keine bindende Erklärung gibt. In der Baukunst setzten sich die östlichen Elemente durch: Leben, Aufgaben und allgemeine Rolle der westlichen Basiliken sind demgegenüber für die vor- wie nachchristliche Epoche in ihrer Zweckanpassung dieser Welt fremd, statt dessen Oktogon und Kuppelkirche bestimmend, wie analog auch die entwickelten Formen des Gottesdienstes. Dagegen unterliegt die Verarbeitung von Edelmetall und entsprechendem Material für die Bedürfnisse einer Oberschicht bezeichnenderweise stärker der antiken Tradition. Sie ist in ihren Entwicklungsformen und Variationen wohl zugleich den Einflüssen benachbarter Barbarenvölker der nördlichen und nordöstlichen Steppengebiete ausgesetzt. Die Musik dieser Zeit als Bestandteil des Gottesdienstes mit eigenen Formen wie Kondakion und Hymnos als Anleihe an die Synagogentradition steht in einem Wechselbezug zum kirchlichen Ritual: Sie hat den Zweck einer Ekstase, die, dem Westen fremd, auch die menschliche Stimme in den Vordergrund treten läßt und einen Verzicht auf die Artikulation des textlichen Inhaltes früh mit einleitet.

Deutlich ist es die Gesellschaft und ihre Entwicklung durch die Jahrhunderte, als deren Ausdrucksform die Zeugnisse der Kultur einen sichtbaren Wandel erkennen lassen. Man wird dabei nicht vom Aufbau einer antiken aristokratischen Struktur bereits in der Kaiserzeit reden können. Doch mit der Umschichtung innerhalb des Kreises der führenden Gruppen lösen sich bei vorläufig formalem Fortbestehen der Fassade die bisher eine Oberschicht kennzeichnenden Interessen ab und beginnen sich mehr und mehr Strömungen zu artikulieren, die, bisher im Untergrund vorhanden, nun nicht mehr zurückzuhalten sind. Einer solchen Art von Konzentration aller, auch bisher ignorierten, Kräfte tritt der Einfluß des Christentums, der sich auf den Prozeß akzelerierend ausgewirkt haben muß, zur Seite; neue Schichten wie etwa das Mönchtum üben einen wieder anderen, mit herkömmlichen antiken Maßstäben nicht zu erfassenden Einfluß aus. Dämonenglaube und ein für die eigentliche Antike kaum in ähnlicher Form nachweisbarer Fanatismus aller Bereiche, deren sich der Mensch als Kollektiv bemächtigt, die im kaiserzeitlichen Rom nicht vorstellbare Willensartikulation der Zirkusspiele und vieles auch im einzelnen erscheinen als Symptome einer wachsenden Partizipation aller Schichten am allgemeinen Leben, die als Ganzes gesehen die meisten Anhaltspunkte für eine alle angezeigten Bereiche verbindende Erklärung bietet.

Wie bereits gesagt, die Möglichkeiten des Durchblicks und der Synthese lassen sich nur andeuten; es kommt dem Leser zu, die Anregungen aufzunehmen und zu verwerten. Die aufgestellten Kategorien zur Bewältigung des Stoffes sind zwar brauchbares Hilfsmittel, nicht aber mehr. Den Handbuchcharakter, der einem Werke wie dem vorliegenden zwangsläufig anhaftet, durchdringt allein die eigene Initiative, die über die künstlich aufgestellten Grenzen hinweggeht. Unklar bleibt freilich, wie weit in der Tat das Vorliegende als Handbuch gedacht war oder aber sich an einen weiteren Kreis wendet. Das Niveau ist hoch und ohne Vorkenntnisse kaum zu bewältigen, gerade wegen der Querverbindungen und Möglichkeiten der Synthese aber interessant. Anmerkungen in reicher Zahl helfen ein Stück dabei weiter. Ergänzt werden sie durch ein beigefügtes Literaturverzeichnis zu den einzelnen Kapiteln, das Wesentliches an einschlägiger Literatur enthält, allerdings intensiver Ergänzung bedürfte, dies besonders im Verzeichnis der zeitgenössischen Quellen. Zum Namensindex wäre ein Sachindex als Ergänzung dringend nötig.